

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 58.

Dienstag den 10. März 1903.

18. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

A guaf's Gemüth!

Ein Zeitbild aus den bayerischen Bergen von J. Saphn.

„Was' ich um und auf
Denn es is a langer Kauf!“
Dies Sprüchel hatte ihm seine Mutter selig, die Groß-
mutter Ursula Maria Plärer jedesmal zugerufen, wenn der
Sebastian, ihr einziger Bua, unter den Bounenpöckeln im
Marktsiedel, — und rings rund herum Umschau hielt.
Und:
„Was' sei mit basset!“ schrie sie ihm zu, wenn sie Angst
bekam, daß er seinen Schatz das Bawerl, ein braves aber ar-
mes Döckel, in's Haus bringe. Die Alte machte sich aber un-
nötige Sorgen, — denn zum Heirathen war auch ihm, 's Ba-
werl nicht gut genug.
Und weil der Plärerbauerin und ihrem Bua'n keine reich
und gut genug dünkte, so näherte sich der Was'f, als seine Mut-
ter starb, schon stark dem Schwabenalter und war noch immer
ein „einsichtiger Heiliger“.
Er war g'schicklich der Was'f, — die Eine war ihm zu wäst,
die Andere zu hoffärtig, die Rosel zu mannsbildernarrisch. Bei
der hübschen Mariand'l stimmte es mit dem Geldsack nicht.
Die laubere Monifa droben im Einöckel hatte ihm gepast, —
aber ihr lediges Kind seiner Mutter nicht, —
„So heirath' halt die Cengel vom Schellererbauern, die
hot Geld wie Heu und laa Menich kann ihr und ihre Rent was
schlechts nachsag'n!“
Das rieth ihm seine alte Wasen, die auschilweise seine
Haushaltung führte und die sich wieder einmal einen Kuppel-
pelz verdienen wollte.
„Wenn's nur mit gar so malizijisch schiel'n that“, — meinte
der Was'f, der nicht nur auf einen großen Geldsack, — sondern
auch noch auf schöne Augen sah!
„Sitzt“, behauptete die Wasen — „dös steht der Cengel
g'rad schön an, — bei Ruatter, — Gott hab' sie selig, — hot aa
scho an d'Cengel für Dich denk!“
Der Was'f, der seiner Mutter Wort in Ehren hielt, sin-
nirte.
Dabei fielen ihm die guten Bissen ein, die sie ihm immer
aufgetischt hatte.
Nachdem er sich eine Weile besonnen, fragte er:
„Kann's aa guat loch'n?“
„Do — happer's a bissl“, meinte die Wasen, — „d'Cengel
is alleweil bei der Feldarbeit und 's Vieh versieft's aa wie aa
Döckel! Aber 's Koch'n wird's scho lerna, — wenn ma' wie auf
de'm Hof, bis an die Ell'bog'n in d' Sach' einilangen kann, do
is lochen laa Kunststück!“
„Kannst'?! Mei Mutter selig hot dabo' eine andere Mei-
nigang g'habt! Na, na, — so eine Ehehalt'n is nix für mi! Die
Mei muas a mol satrisch guat loch'n und darf denno nix ver-
stun! Doast epper no a anders Deand'l?“
Jetzt sinnirte die Wasen.
„Wart' amol Was'f, — do fällt mir 'grad a recht riegel-
sam's und a laubers Deand'l ein, — es hot a schön's Mutter-
guat, und lochen kann's aus'm ff!“
Der Was'f spitzte die Ohren.
„I hätt' no a Frag' Was'f — hot's aa a guat's Gemüth?“
„Um 'n Finger kannst' 's wideln, so a guat's Gemüth hot's.
Und a paar Aug'n hot's im Kopf! — 's guat Gemüth schaut
ir' grad nur so d'raus aus!“
„Dös loht sich hör'n Wasen! Aber wer is denn dös Deand'l?“
fragte erregt der g'schickliche Was'f.
„D' Kath'l vom „rothen Döcken“ in der Ramsau is. Doast
im fell'm Birtshaus, wo weg'm guat'n Ess'n die große Einkehr
is!“
Der Was'f der Schlammeier lachte mit dem ganzen Gesicht.
„An den Fingern zähle er ab:
„Geld und Sachen hot's — a laubers Deand'l is, — sa-
trisch guat loch'n kann's und dazu noa guat's Gemüth!“
Er brachte sein großes Maul mit den 32 Zähnen schier nicht
mehr zusammen.
„Doast was'f Ba'n“, — rief er, sich in die Brust werfend,
— „doo beiz i an! Der Sebastian vom Plärerhof kann überall
anklop'n! Und den Döckel'n bin i aa no mit zuwider g'weht!“
„Is scho so“, — meinte die Wasen mit lustigem Augen-
gewinckel, — „dabon kannst' eh a Lied'l sing'n!“
„Sternelement! Anner der im lgl. bayerischen Leibregiment
als rechter Flügelmann gedient hot, wird wohl 's Gerich hab'n!“
meinte stolz der himmellange Was'f, — dessen dunkle Augen
funkelten. Er zwirbelte seinen braunen Schnurrbart auf und
ließ einen Zueger aus.
Am Sonntag nach Lichtmeß ist der Was'f mit der Kath'l
vom „rothen Döcken“ zum Ringerl laufen gegangen. Die Leute
lachten verstoßen, — denn die Hochzeiterin war a bissl klein
ausgefallen, sie ging dem ehemaligen Leibregimentar gerade
an den Ellenbogen.
Und als die ersten Schneeglocken in dem von majestätischen
Berggipfeln überragten Thale hervorlugten, da fuhrwerke der

mit vollgepropften Kisten und Kasten hochaufgetürmte Kammer-
wagen der Kathel durch den Marktsiedel dem Plärerhof zu, —
das funkelnegele Spinnrad zu oberst, daneben die buntem-
malte Wiege.

Die Leute standen auf den Straßen und an den Thüren und
rissen die Augen und die Mäuler auf.
An solch einen reichen Kammerwagen konnten sich die äl-
testen Dorfschönen nicht erinnern.

Sie stritten die Köpfe zusammen und flüsterten:

„So ist's hot amol auf dera Welt, — wo viel is, do kommt
alleweil noch mehr dazu! Der Plärer Was'f hot gewußt wo
er hinlanga soll, — ob er aber mit 'n Bawerl mit glücklicher ge-
weist war? Schab is um dös Döckel, — wenn's ihm nur mit
no absofatisch finnt?“ — — —

Die Hochzeitsfeier war aber ohne eine prophezeite Unter-
brechung vorübergegangen. Der Herr Pfarrer hatte eine schöne
Red' gehalten, — der Was'f vertilgte ein um das andere
Tramm von seinen Leibspeisen, und getanzt wurde, daß die Je-
ben davon flogen.

Die Kathel kam anfangs mit ihren kurzen Beinen ihrem
langgezogenen Hochzeiter kaum nach, — aber sie brachte es bald
fertig, ihn mit festem Griff im Baum zu halten! Und als sie
heim verlangte, — da mußte er mit ob er wollte oder nicht; nicht
einmal seinen Maßfrug durfte er austrinken.

Sie war ja wie ausgewechselt.

Ein bitter rechtshaberisch war sie ihm ja schon manchmal
vorgekommen und aus den, von der Wasen so gepriesenen blauen
Augen, — so schien es ihm plötzlich, — guckte eher eine große
Schneid, — als wie ein guates Gemüth heraus.

„Was gibt's denn heut zu essen?“ fragte ein paar Tage
später der Was'f als er vom Felde heim kam.

„Nur staud, — wenn's auf'n Tisch steht, — wirst scho seh'n
antwortete die Kath'l schnippisch.

Der Was'f ärgerte sich und denkt: „Moane Wasen laa'n
bald über“, — als er dann aber seine Suppe löffelte, die ihm
nicht schmeckte, meinte er:

„Du muasst aber satrisch in mi verliebt sei, oder host epper
die Supp'n zu Verstecksgab'n im Salzwerk g'holt?“

„Prossl nit, — dera Supp'n seit nix!“ behauptete sie, —
„Heßten thut ihr freilich nix, — aber zuviel hat's!“ — spottete
er.

Als die kolossale Schüssel mit dampfenden Kartoffelknödeln
neben dem Schweinernen auf dem Tisch stand, da war seine ge-
reizten Stimmung vorbei, denn die Knödel lachten ihn förmlich
an.

Voll Gier wollte er mit seiner Gabel einen Knödel heraus-
stechen, aber die Gabel prallte fast ab, und erst nach verschie-
denen Angriffen gelang es ihm.

Wie verzog sich aber sein breites Gesicht, als selbst mit dem
Messer der bombastischen Festigkeit seiner Leibspeise nur schwer
beizukommen war.

„Dunnetter, Kathel, — rief der Was'f — „mit Deine
Kartoffelknödel könnt ma jo 's Karwendelgebirg' bombardir'n!“

„Du host halt no kaane richtig'n Knödel g'essen“, gab sie fest
zurück, — unter Aufheben des „Döcken“ hat mir's g'lernt,
und verzieht's.“

„Aber Du 'net, — geh' loß Dir Dei Schulgelb zuruckge'n!“
spöttelte er wieder.

„Trau Dir net zu viel“, rief die Kath'l — „und setir' mi
nit noch mehr, — die Knödel san guat, — so guate hon i no gar
kaane g'essen!“

Und sie ag mit Todesverachtung drauf los.

„Himmelstern — sei nit so rechtshaberisch“, — fuhr der
Was'f auf und stand in seiner ganzen Größe mitten in der
Stube.

„Kannst' i loß mir's Maul verbiet'n! Jetzt fähr ich's Re-
giment!“ rief die Kathel wüthend.

„Aber der Mann bin do i?!“ behauptete er im Brustton
der Ueberzeugung.

„Und i bin's Weib, — und a richtig's Weib, zieht ihr'n
Mann beim ersten Laib Brod!“

„Aber bei mir nit! gab der Was'f zurück, — „glaabst viellei
Du darfst Dir jetzt alles rausnehm'n — weil mir 'samm'n
protolulirt san? Doo bist auf'n Holzweg! Verstellt host Dich
die ganze Zeit her, — Du Feinspinnerin!“

„Was bin i?“

„A Drach bist!“

Die Kathel schnellte in die Höhe, und ehe sich der Was'f
verlah, flog ihm ein kpfündiger Kartoffelknödel an den Kopf!
Er rückte sich darnach, hob ihn auf und frohlockend rief er,
auf seine rotke Stirn zeigend.

„A Knödel hat's nix than, — — aber mei'm Schadel! Sigt
Kathel daß i im Recht bin!“

Die Kath'l hatte wieder ein so eigenes Gesicht. Aber keine
Spur von einem guat'n Gemüth lag darin.

Der Was'f denkt sich, — denn etwas zu sagen traut er sich
nicht mehr:

„Was nur die Wasen, die Gans, — nit Alles in dene Aug'n
geschaut hot! Die alte Kaffaterrn!“

Residenz-Theater.

Direktion: Dr. phil. H. Rauch.

Dienstag, den 10. März 1903.

Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig

Rum 14. Male:

Der blinde Passagier.

Russpiel in 3 Akten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg

In Scene geführt von Dr. H. Rauch.

Clement, Freiherr von Gellungen.	Otto Kienker.
Erich Brückner.	Paul Otto.
Agathe, seine Frau.	Claire Krona.
Max Hagedorn.	Hans Sturm.
Anton Friedel.	Rudolf Bartel.
Betty Harberg.	Käthe Erholz.
Edward Bellermann.	Gustav Schulze.
Therese, seine Frau.	Clara Krause.
Ida, deren Tochter.	Eise Tillmann.
Otto Hoffmann, Bahnhofsleiter.	Hans Wilhelm.
Hermine, seine Frau.	Claire Albrecht.
Varjen, Kapitän.	Alwin Unger.
von Rogge, Leutnant.	Paul Heyland.
Peterlen, Leutnant.	Max Reiburg.
Dr. Grahn, Schiffsarzt.	Albert Rosenow.
Schlüter, Ober-Steward.	Richard Schmidt.
Homes, Steward.	Theo Obert.
Hofrath Frangius.	Hermann Kunz.
Ulrich, seine Tochter.	Käthe Müller.
Rechtsanwalt Martin.	Arthur Rhode.
Frau v. Ralnih.	Sofie Schenk.
Reibig, Fabrikant.	Robert Schulte.
Renner, Bernide.	Frantz Hild.
von Sterned.	Arthur Roberts.
Baumwischer Haller.	Georg Albit.
Herda, Kellnerin.	Mary Spieler.

Fischer ac., Reisende, Matrosen, Stewards, Musiker u. l. w.

Die Handlung spielt im 1. Akt an Bord der „Victoria-Vauise“, im

2. Akt vor einem norwegischen Birtshaus auf Odde.

Nach dem 1. u. 2. Akte finden größere Pausen statt.

Anfang 7 Uhr. — Ende nach 9 Uhr.

Mittwoch, den 11. März 1903.

Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig.

Rum 4. Male:

Putti.

(Loute.)

Schwank in 4 Akten von Pierre Veber, Deutsch von Max Schoenau.

In Scene geführt von Dr. H. Rauch.

*Lehre ich unter Garantie
des Erfolges nach der
weltbekannten
Schreibmethode
Schreib-
methode. Jede, selbst die
schlechtesten u. ungeschulten
Schrift wird durch meine Methode dauernd schön und ge-
länglich.
Unentgeltlich wenn nicht guter Erfolg.*

Gründliche Ausbildung in Buchhaltung, sowie in den ge-
samten kaufm. Wissenschaften, in Karten und Einzelunter-
richt, in Tages- oder Abendstunden. Der Unterricht an **Damen**
steht unter persönlicher Leitung von Frau E.
Schreiber, langjährige Fachlehrerin. 8743

Direktion E. Schreiber,
Rheinstraße 102. I. r., an der Minskirche.

Billige Schuhe,
nur wirklich gediegene, dauerhafte Waare kaufen
Sie am besten im
Inventur-Räumungs-Anverkauf
Schuhwarenhaus Fiedler,
O Mauritiusstraße 9. 9021

Auf zur Winterung!
Wo kaufen wir unsere schönen Strümpfe? 9113
Beim **Dorche** Deutscher Hof, Goldg. 2a!
Fernsprechanruf No. 3020.
Dr. med. Alfred Loeb, Arzt,
Nicolaisstraße 8. 1. 9123

Jagdverpachtung.
Samstag, den 14. d. Mts., Nachmittags 2
Uhr, wird die hiesige
Feld- und Waldjagd-Anbung
für weitere 6 Jahre auf dem Rathhaus dahier öffentlich
meistbietend verpachtet. 266
Breckenheim, den 6. März 1903.
Der Bürgermeister:
Gruß.

Jagd-Verpachtung.
Donnerstag, den 12. März l. Js., Nach-
mittags 3 Uhr, wird im Rathhaus zu Widen die
Feldjagd hiesiger Gemarkung, ca. 596,50 Hektar, 2386
Morgen haltend, wegen eingelegetem Nachgebot auf 6 Jahre
nochmals verpachtet.
Widen, den 6. März 1903.
Der Bürgermeister:
Benino.

Ausverkauf wegen Geschäfts-Aufgabe.
Foulard-, Woll- und Wascheostüme,
Seidene, wollene und Waschblusen,
Jackenkleider, Costumröcke,
Jaquettes, Paletots, Jupons u. s. w.
zu jedem annehmbaren Preise.
H. B. Lange,
Wilhelmstrasse 16. Schränke, Theken, Luster, Atrappen u. s. w. billig abzugeben. Wilhelmstrasse 16. 8838



Nr. 68.

(2. Beilage.)

Dienstag, den 10. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

1. Capitel.

„Er lebt, Herr Geheimrath, er lebt!“ Schwester Emma rief es leise aus dem Krankenzimmer hinaus in den Corridor, in welchem die Schritte des Oberarztes hörbar wurden.

Viele Wochen hindurch lag ein bleicher Mann in diesem Zimmer. Der Tod und das Leben hatten um ihn gekämpft, immer war das harte Ringen unentschieden geblieben, aber gestern Abend hatte der Geheime Medicinalrath Walter sein Haupt geschüttelt und leise zu Schwester Emma gesagt: „Ihre aufopfernde Thätigkeit ist umsonst, ich fürchte diese Nacht. Telephoniren Sie sofort an mich, wenn etwas Besonderes eintritt. Ich habe keine Hoffnung mehr.“

Ein langer, auf die Brust herabfallender, dunkler, ins Graue spielender Bart bedeckte das bleiche Antlitz des Kranken fast vollständig bis an die schön geformte Nase und die tiefen, bläulichen Höhlen hinan, in denen die Augen fast immer unsichtbar ruhten. Wie aus Marmor gemeißelt lag die edel gebaute Stirn, und der mächtige Schädel war vollständig kahl. An einer Seite waren die Reste einer Verwundung sichtbar, während die andere mit Binden zugebedeckt war. Der rechte Arm lag in einer Schlinge.

Der Kranke war am Kopf schwer verwundet, das Gehirn hatte gelitten, eine Operation hatte die Gefahr zunächst wohl abgeschwächt, aber die eingetretenen Fieber, die schrecklichen Paroxysmen und Rasereien waren berartig angestiegen, daß der Geheimrath meinte, selbst diese Riesennatur werde ihnen erliegen müssen.

Die ganze Nacht über hatte Schwester Emma ihren Platz am Krankenbett nicht verlassen. Die trostlosen Worte des Arztes bei seinem Abendbesuch kamen ihr nicht aus dem Sinn. Sie sah es ja freilich vor Augen, wie alles fast programmäßig verlief, sie that auf das peinlichste, was der Arzt ihr geheiß; auch sie verschwieg sich nicht, daß wohl keine Hoffnung mehr bestehe, dieses zähe Leben festzuhalten, das sich durchaus nicht vom Tod unterjochen lassen wollte, aber sie dachte nicht daran, die Waffen zu strecken vor dem Feinde, der schon an die Thüre klopfte, bis zum letzten Athemzuge des Kranken wollte sie ihre Pflicht thun. Sie wußte von ihm nichts weiter, als was der Arzt ihr mitgetheilt: in Chicago wohnte er, dort und in Milwaukee hatte die Firma Grant, Rolents und Meyers ein Geschäft; er mußte auch reich sein, eine große Menge baaren Geldes hatte er in seinem Handkoffer gehabt, dazu einen Creditbrief der Deutschen Bank in Berlin von beträchtlicher Höhe auf ein Bankhaus in Genua. Der Doktor hatte alles in sicheren Verschluss genommen.

Der furchtbar schwere Fall hatte Schwester Emmas ganzes Interesse in Anspruch genommen, und so sah sie auch jetzt wieder sinnend und grübelnd am Krankenbett. Minuten und Stunden vergingen, alles ging, wie der Geheimrath es vorhergesagt. Sollte er bis ans Ende recht behalten? Sollte alles Mühen und Sorgen umsonst gewesen sein? Nach dem entsetzlichen Tobsuchtsanfall, in dem am späten Abend drei Krankendiener ihn kaum zu halten vermocht hatten, in dem die großen, dunklen Augen unheimlich brannten und flackerten, war er endlich in die Kissen zurückgesunken, die Augen schlossen sich, furchtbare Un-

ruhe warf ihn hin und her, und Schwester Emma dachte, ob es denn wirklich zu Ende gehe — ob wirklich dieser unruhige, scheinbare Schlummer der letzte sei, der ihn von seinem namenlosen Leiden befreien, ihn unmerklich, leise in das Jenseits hinüberführen würde — und wäre das vielleicht nicht zu wünschen? Würde er nicht, wenn er's wirklich überstände, vielleicht unheilbar wahnsinnig werden, wie der Geheimrath früher einmal angedeutet?

Aber nun schien der Schlummer ruhiger zu werden, der Kranke bewegte sich nicht mehr, wie ein Todter lag er da, seine Züge verloren die furchtbare Spannung, fahle Blässe bedeckte das eingefallene Gesicht, und mehrmals kam es Schwester Emma vor, als hörte sie keinen Athem mehr. Da, als der erste Morgenstrahl durch das offene Fenster drang, als draußen ein Paar Vögel ein lustiges Viehlein anstimmten, schien es ihr, als würde der Athem des Kranken regelmäßiger, als wiche die geisterhafte Blässe einer leisen wärmeren Färbung. Regungslos wie ein Bild sah Schwester Emma an dem Bett und starrte in das Gesicht des Kranken, sie wagte nicht, sich zu bewegen — da hörte sie einen langen, seufzerartigen Athemzug — da war's ihr, als ginge ein Zucken über die Hand — und da — schlug er nicht die Augen auf? Nein, nein, es mußte eine Täuschung gewesen sein, die Augen waren ja geschlossen, ganz ruhig ging der Athem, der Kranke schlief und das weiße Hemd hob und senkte sich über der Brust in regelmäßigen Pausen.

Schwester Emma hätte aufschreien mögen. Sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz. Still, ganz still mußte sie sitzen, stundenlang sitzen, um den Schlummer, den holden Boten des Lebens, nicht zu verschrecken. Aber als sie nun den Schritt des Arztes hörte, konnte sie sich nicht mehr bezwingen; auf den Zehen sprang sie zur Thür, öffnete sie geräuschlos und machte ihrem vollen Herzen Luft: Er lebt, Herr Geheimrath! Er lebt!

„Sie haben recht, Schwester Emma“, bestätigte der Geheimrath, nachdem er den Kranken lange beobachtet hatte, „er lebt. Das ist ein Wunder. Er lebt, er wird leben. Lassen Sie ihn schlafen — je länger, desto besser, und wenn er nun wieder erwacht, dann dürfen Sie sich getrost ablösen lassen. Sie haben's nöthig. Ich gehe in die Frauenabtheilung — lassen Sie mich rufen, wenn Sie es für nöthig halten.“

Und wieder sah Schwester Emma regungslos an dem Krankenbett und betrachtete den Schlummernden. Stunde auf Stunde verrann, und er schlief noch immer. Mehrmals schaute Doktor Walter ins Zimmer hinein, sie wies auf den Schlummernden hin, und er schloß die Thür wieder. Es war schon über die Mittagszeit hinaus, und der Arzt hatte das Haus längst verlassen. Da öffnete der Schlummernde die Augen. Schwester Emma regte sich nicht. Seine großen Augen starrten auf sie. „Wer sind Sie?“ fragte er endlich matt. Raum verstand sie die drei Worte.

„Ihre Pflegerin“, antwortete sie mit sanfter Stimme und rückte ihm das Kopfkissen zurecht.

„Weshalb liege ich hier im Bett?“ fragte er nach einer Pause, während welcher er seinen Blick nicht von ihr gewandt.

„Sie haben sehr lange geschlafen, Mister Grant“, entgegnete sie.

„Wo bin ich?“ fragte er ungeduldig.

„Im Krankenhaus zum Nothen Kreuz.“

„Im Krankenhaus“, wiederholte er fast tonlos, drehte sich auf die Seite und schaute die Wand an, als wollte er die Blumen des hellen, freundlichen Tapetenmusters zählen.

„Sie liegen nicht gut, Mister Grant“, sagte Schwester Emma. „Sie dürfen den rechten Arm nicht drücken.“

„Warum nicht?“

„Er ist gebrochen gewesen“, erwiderte sie. „Darf ich bitten?“ Damit faßte sie ihn behutsam an die rechte Schulter und legte ihn so herum, daß er wieder auf dem Rücken lag. „Ihr rechter Fuß ich auch nicht in guter Ordnung. Aber das hat alles nichts zu bedeuten, das sind nur Kleinigkeiten. Sie fühlen doch keine Schmerzen, Mister Grant?“

„Nein“, entgegnete er barsch.

„Sie werden etwas genießen wollen, Mister Grant“, meinte sie.

„Nein“, antwortete er ebenso barsch, legte den Kopf auf die Seite und schloß die Augen. „Ich will allein sein“, flüsterte er nach einiger Zeit, ohne die Augen wieder zu öffnen. „Ich brauche keine Gesellschaft.“

Schwester Emma verließ ihren Platz am Bett und setzte sich so, daß der Kranke sie nicht sehen, sie selbst aber in jedem Augenblick ihm zur Hand sein konnte. Sie mußte still vor sich hin lächeln: Mister Grant war offenbar schlechter Laune, das schien ihr ein gutes Zeichen.

Später kam der Geheimrath und setzte sich zu dem Kranken. Zunächst mußte er etwas genießen; er wollte das nicht und hatte Lust, den Arzt ebenso zu behandeln wie die Pflegerin. Er wollte kaum sprechen, aber die ruhige, überlegene Art des Arztes überwand seinen starren Sinn, er antwortete endlich auf die Fragen, die jener an ihn stellte, und versprach ihm, alle seine Anordnungen auf das genaueste zu befolgen; sonst werde er nicht wieder gesund, hatte der Arzt gemeint, denn er sei schwer krank und die Gefahr noch nicht beseitigt. „Und die Schwester ist Ihre beste Freundin, Mister Grant.“, damit beendete Doctor Walter seine Rede, in welcher er ihn schonend und vorsichtig, soweit es zu seinem eigenen Besten nothwendig war, über seine Lage aufgeklärt hatte, während der Kranke beharrlich das Tapetenmuster betrachtete.

Hinter dem Arzt schloß sich geräuschlos die Thür, und Emma nahm ihren gewohnten Platz wieder ein. Ein wenig Suppe stößte sie ihrem Schützling ein. Seine Rissen legte sie ihm zurecht. Eine frische Binde deckte sie ihm auf den Kopf. Ein molliges Gefühl war es ihm, sich von ihr bedienen zu lassen. Aber ein Wort des Dankes hatte er für sie nicht.

„Schlafen will ich“, sagte er unfreundlich. „Ich will allein sein, ich brauche keine Hilfe.“ Sein Haupt wandte er weiter der Wand zu, seine Augen flackerten hin und her. „Ich will allein sein“, wiederholte er, und Schwester Emma stand auf und setzte sich schweigend ans Fenster.

2. Capitel.

„Haben Sie gut geschlafen, Mister Grant?“ war an jedem Morgen die erste Frage des Geheimraths, wenn er in das Krankenzimmer getreten war.

„Ja“, antwortete der Kranke jedesmal einsilbig und hart. Nie fügte er etwas Weiteres hinzu.

Wieder einmal hatte der Arzt die stereotype Frage an ihn gerichtet, wieder einmal erklang das stereotype „Ja“ ebenso hart und einsilbig. Jener sah noch eine Zeit lang am Bett und betrachtete schweigend den Kranken, der wieder das Blumenmuster der Tapete studirte, dann aber die Augen schloß, als wären ihm die forschenden Blicke des Arztes, die er fühlte, unangenehm. „Eisenbahnunglück — war's nicht so?“ flüsterte er dann geschlossenen Auges. Er sprach mehr für sich als zum Arzt. „Nur einer ist außer mir verwundet — sagten Sie nicht so? Mit mir in demselben Coupé — o, wie war's doch noch? Mein Kopf — mein Kopf — mein dummer Kopf!“

„Sie sollen ihn nicht anstrengen, Mister Grant“, sagte der Arzt ernsthaften Tones. „Sie dürfen gar nicht denken — nur essen und trinken und schlafen müssen Sie. Schlaf ist Ihre beste Medicin, und Kopfarbeit Ihre schlimmste Feindin.“

Und jeden Morgen dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Hat er aber wirklich geschlafen? Mister Grant weiß es nicht. Ihm ist so viel durch den Kopf gegangen — oder hat er das alles geträumt? Nebelhaft stand es vor seinen Augen — und löste sich eine Gestalt aus dem Nebel heraus — er konnte sie noch nicht ganz deutlich erkennen, aber sie erschien ihm bekannt. Immer deutlicher traten die Umrisse aus dem Nebel hervor. War's nicht der unaussprechliche Mensch, der ihm im Coupé gegenüber gesessen, der immer so unverschämte Reden geführt? War das ein

Traumbild? Hat er's erlebt? Geträumt? Hat sein krankes Hirn ihm das nur vorgegaukelt?

Aber nein, es kann kein Traum gewesen sein. Langsam ist eins nach dem andern aus der Schattenschaffen Ferne herausgetreten — hat Gestalt gewonnen. Nun sieht alles deutlich vor seinen Augen und ihm ist's, als wäre es erst gestern gewesen, als hörte er noch immer die endlose, einförmige Melodie der Räder des Eilzuges, der ihn von der Reichshauptstadt südwärts trägt. Finsterniß ist um ihn, brausend saust der Zug durch die winterliche Nacht, die kein Stern erhellt. Wie Leuchtstäbe flammen die Funken aus dem Schornstein der Locomotive auf, fliegen eine kurze Strecke durch die Nacht und zerfliegen.

Alles schläft. In einem Coupé erster Klasse wachen zwei Reisende. Beide sind bei Beginn der Nacht in Berlin eingestiegen, aber sie wechseln nur dann und wann ein Wort miteinander. Der eine lehnt in seinem Eckplatz zurück und schaut gedankenvoll in die Finsterniß hinaus, der andere aber hat sich in ein graues Plaid gehüllt und sich der Länge nach hingestreckt. Aber was fällt dem Sitzenden ein, daß er zuweilen einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Liegenden wirft? Und warum hat dieser ein unbehagliches Gefühl, wenn er gerade dem Blick des andern begegnet?

Plötzlich ist es dem Kranken, als wenn er des andern Stimme hört. „Also vor dreißig Jahren waren Sie schon in Deutschland?“

„Oh no, Sir“, antwortet jemand. „Ueber dreißig ist's her. Mich zieht nichts in dieses schredliche Land. Wie ein riesiges Gefängniß kommt es mir vor, keinen gesunden, frischen Athemzug kann man thun, überall regiert die Polizei.“

„Da muß ich mich nur wundern, daß Sie wieder gekommen sind“, spricht jemand spöttischen Tones.

„Mein Geschäft verlangte es“, antwortet jemand, sonst wär' ich nicht gekommen. Mein Haus hatte verschiedene Differenzen mit dem europäischen Festland. Schriftlich ließen sie sich nicht ausgleichen. Ich habe die Schwierigkeiten beseitigt, der Dollar kann alles — he, Sir, kann alles. Ich hab' die Gelegenheit zu einer kleinen Winterkur in Karlsbad benützt, ist das im Winter ein erbärmliches Nest! Nun geh' at home — über Marseille und Genua, durch den Suezkanal, über San Francisco mit der Pacificbahn komme ich nach Hause. Gottlob, daß ich den Staub dieses elenden Landes endlich von meinen Füßen schütteln kann! Millionen Deutsche wohnen drüben, sind gute Amerikaner geworden und danken Gott, daß sie es sind.“

„Das sind keine guten Deutschen gewesen“, wirft jemand ein, „die drüben Heimath und Vaterland vergessen haben.“

„Wie heißt Vaterland, Heimath?“ erwidert jemand. „Wo es dem Menschen gut geht, ist sein Vaterland, und wo er sein Geld verdient, ist sein Heimath.“

„Das ist ein erbärmlicher Gedanke“, sagt nun jemand. „So mag wohl mancher Deutsche gedacht haben, der einst übers Meer gezogen. Aber seit dem großen Krieg ist es anders geworden, man ist stolz, ein Deutscher zu sein.“

„Bah, der Stolz eines Bettlers“, ruft höhnisch jemand, „der über Nacht eine Zehnpfundnote gefunden hat. Der Michel ist aufgewacht, reißt sich die Augen und weiß nicht, was er mit der Zehnpfundnote machen soll. Er ist und bleibt ein Kleinigkeitensmensch, eine Krämersele, ein Gernegroß, ein Möchtewohl und Könntenicht. So sprechen die Deutschen drüben.“

„Das ist kein Deutscher, der drüben so spricht“, fährt nun scharf jemand auf. „Kein deutscher Vogel beschmutzt das Nest, aus dem er gefrochen ist.“

„Aber wenn der deutsche Vogel erst drüben aus dem Nest gefrochen ist?“ sagt lachend jemand und richtet sich halb auf, spielt mit den Dollars in seiner Tasche und freut sich des schönen Klanges. „Wenn er drüben ein reicher Mann geworden ist? Wenn er drüben was gilt? Nur Geld gilt, alles andere ist Mümpiß, wie man in der sogenannten Reichshauptstadt sagt. Und wenn der Deutsche drüben sein Geld verdient hat, ist er dann nicht erst dort aus dem Ei gefrochen? Was geht ihn Deutschland an? Hat Deutschland ihm Geld gegeben? Hat Deutschland sich um ihn gekümmert, als er nichts hatte Oh no, Sie — drüben ist er ein Mann geworden — ein ganzer Mann — was ist ihm Deutschland, wo er ein Nichts gewesen, weniger als nichts, ein Lump?“

(Fortsetzung folgt.)

Geldsächliches.

Nach dem Verbrauch an Seife theurtheilt man die Fortschritte der Civilisation. Unter allen Seifen aber ist die „Savonlin-Seife mit dem Pfeilringe“ diejenige, welche am meisten verbient, von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig versucht und gebraucht zu werden.



Wenn man betrogen sein will. . .

A.: . . . Sie glauben also wirklich, Herr Gerichtsrat, daß mit einer Verschärfung der staatlichen Gesetze gegen das Kurpfuschertum eine endgiltige Besserung der traurigen Zustände, die jetzt in Deutschland herrschen, nicht erreicht werden kann.

B.: Ich glaube es nicht nur, sondern ich kann leider mit Bestimmtheit sagen: Ich weiß es aus meiner langjährigen Richterpraxis nur zu genau. Das Publikum ist selbst sein größter Feind. Es wird immer betrogen werden, weil es betrogen werden will.

A.: Das ist ein hartes Urteil, das Sie hier über die Urteilsfähigkeit Ihrer Nebenmenschen fällen. . . und doch, auch ich bin bei einigem Nachdenken über die eklatanten Fälle, die die Spalten der Tageszeitungen seit Jahren füllen, nicht abgeneigt, es mit zu unterschreiben. Es ist auch mir stets aufgefallen, daß die Kranken in Stadt und Land trotz aller Warnungen und aller abschreckenden Beispiele, die sie vor Augen haben, immer wieder mit unverwundertem Vertrauen zum Kurpfuscher laufen, während ihnen jederzeit der Rat erfahrener Ärzte zu Gebote steht. Erklären habe ich mir das Rätsel aber noch nie können.

B.: Und doch hat diese Erscheinung einen so einfachen, rein menschlichen Grund. Zu den Kurpfuschern kommen in erster Linie die Kranken mit unheilbaren und chronischen Leiden. Sie haben zum Teil zuerst bei einem Arzte in Behandlung gestanden. Der Arzt mußte ihnen sagen, oder konnte es ihnen wenigstens nicht verheimlichen, daß ihr Leiden schwer und langwierig sei und daß der Arzt beim besten Willen sich nur bemühen könne, die Leiden des Kranken herabzumindern. Der Arzt kann dem Kranken nie mehr versprechen, als dasjenige, wovon er weiß, daß es nach menschlichem Ermessen erreichbar ist. Eine solche Verpflichtung, die dem Arzte ganz natürlich ist, kennt aber der Kurpfuscher nicht. Er verspricht dem Kranken Unmögliches. Wer sich für schwer krank hält, und wer es ist, glaubt gern demjenigen, der ihm Heilung zusagt. Und im Brustton der Ueberzeugung zu sprechen, das verstehen die Kurpfuscher aufs beste.

B.: Das läßt sich allerdings hören. Und doch — zu einer derartigen Selbsttäuschung können doch schließlich nur Leute gelangen, die keine klare Einsicht in ihren Zustand haben. Viele Kranke aber wissen ganz genau, wie es mit ihnen steht, und solche, besonders die gebildeten unter ihnen, werden auf die marktchreierischen Versprechungen eines Charlatans nichts geben.

A.: Auch da muß ich Ihnen widersprechen. Bei Gebildeten nicht weniger als bei Ungebildeten besteht ein starker Hang für das Wunderbare. Die Ärzte betreiben die geläufigen Kuren. Viele aber werden durch Wunderkuren gereizt und solche versprechen die Kurpfuscher. Aus dem Hang nach dem Wunderbaren entspringt auch der starke Zuspruch zu den mancherlei Afterrichtungen in der Heilkunde, die von Zeit zu Zeit aufstehen. Schließlich kommt die große kritiklose Masse, die da meint, es mache keinen Unterschied, wer wegen eines Krankheitszustandes befragt wird, ein Arzt oder ein Kurpfuscher. Im Volke erfreuen sich vielfach ehemalige Lazarett-Gelbesen, Krankenpfleger, Heilbediener eines besonderen Vertrauens. Daß das Volk meint, der Apotheker müsse mit Krankheiten Bescheid wissen, da er ja Tag aus Tag ein Rezept anfertigt, ist allgemein bekannt. Und dann die Leute von der Abdeckerei, die seit dem Mittelalter, wo sie zugleich das liebliche Geschäft des Köpfens betreiben mußten, ein geheimnisvoller Wunderglauben umgibt. Und vor allem die Schäfer, den berühmten Ast an der Spitze!

B.: Ja, da kann ich aus meinen landwirtschaftlichen Erfahrungen auch mit Wunderdingen aufwarten. Als ich

noch das gräflich M.'sche Pachtgut Bornen bewirtschaftete, wohnte auf einem Nachbardorf ein früherer Schäfer, der statt wie früher den unschuldigen Lämmlein jetzt den Kranken das Fell schor und dabei sein Schäfchen ins Tüddene brachte. Wissen Sie, was der Kerl für alle möglichen Leiden verordnete? Umschläge von Quetschkartoffeln. Da sollten bei Unterschenkelgeschwüren, Rückenmarksschwindel und Muskellähmung in gleicher Weise helfen. Ja, lachen Sie nur! Den Kranken war dabei ganz ernsthaft zu Mute, mit heiligem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, wurde der Kartoffelbrei auf die leidenden Körperteile gelegt. Dazu verabfolgte der Wunderdoktor einen sogenannten Heiltrank, den er sich die 100-Grammflasche mit 3 Mark bezahlen ließ.

B.: Das ist ja noch gar nicht so schlimm, weder was die Mittel anbetrifft — denn Quetschkartoffeln haben noch keinem Menschen etwas geschadet und der Heiltrank wird wohl nichts weiter als ein bißchen gefärbtes Wasser gewesen sein — noch in Hinsicht auf den Preis. Da kann ich Ihnen aus meiner ärztlichen Praxis ganz andere Dinge erzählen. Ein „Naturheilkundiger“, warf sich mit solch glühendem Eifer auf die Behandlung eines Weinschadens, daß er der betreffenden Frau große Brandwunden beibrachte. Jede Brandwunde kostete 5 Mark. Ein Kräuterpfuscher, der einen Schmiedelehrling an einem Weingeschwür behandelte, ließ ein heißes Bad rüsten, öffnete seinen Medizinbeutel, schüttete Eisenpäne in das Wasser und warf zum Schluß unter Beschwürungen ein weißes Pulver dazu, dessen Natur nicht zu bestimmen war, da er die Döte nicht aus der Hand ließ. Kostenpunkt 5 Mark. Ein anderer Kranker war einem „mystischen“ Heilkundigen in die Hände gefallen. Er litt an Asthma. Der Wunderdoktor legte ihm einen Lappen auf die eine Brustseite und sprach: „Ich blase dir den lebendigen Odem ein!“ Jede „Anhauchung“ kostete 5 Mark. Ein weiterer Wunderdoktor war früher Kavallerieunteroffizier gewesen. In seinem Sprechzimmer hingen an den Wänden lange Glasröhren und mehrere Reiterpallasche. Er strich dem Kranken langsam über den ganzen Leib, schleuderte dann die Krankheit zur Erde und blies mit den Glasröhren, die je nach der Art und Stärke des Leidens verschieden lang und dick waren, die Kranken an. Jede Sitzung kostete 5 Mark. Ein Gichtkranker wurde auf diese Weise 140 Mark, aber nicht seine Krankheit los.

B.: Wie konnten sich die Leute aber bloß so lächerlich am Narrenseil führen lassen? Sie mußten doch merken, daß sie betrogen wurden.

A.: Da sind wir wieder am Ausgangspunkt unseres Gesprächs. Sie merkten es eben nicht, weil sie es nicht merken wollten. Denken Sie an die Quetschkartoffeln. Kein Kurpfuscherverbot wird dagegen helfen. 1888 sagte Birchow, bei stetig fortschreitender Bildung werde das Volk schon von selbst den Kurpfuschern den Rücken kehren. Seine Hoffnung war trügerisch. Heute blüht die Kurpfuscherei noch gerade so wie vor fünfzig Jahren. Es macht nichts aus, daß die Kurpfuscherei damals unter Strafe stand und jetzt freigegeben ist. Deshalb soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Kurpfuscherei nicht energisch bestraft werden muß, wo man ihr beikommen kann. Das Strafgesetz bietet Handhaben genug dazu, denn ohne zu betrügen, kann der Kurpfuscher sein Gewerbe nicht betreiben. . . Wie, 1/2 schon? Da muß ich aber eilig nach Hause, meine Frau wird ungeduldig, wenn sie mit dem Abendbrot warten muß. Auf Wiedersehen, lieber B.!

B.: Auf morgen also, Herr Gerichtsrat, und guten Appetit!



Mit den Komplimenten geht es einem etwa wie mit den geistigen Getränken. Anfangs fröht einem alles zu Kopf, später jedoch lernt man sehr viel davon vertragen.

Ideale haben oft keinen anderen Zweck, als daß man ihnen untreu wird. Und daran sind sie selbst schuld. Warum lassen sie sich nicht ein bißchen angelegener sein, sich zu erfüllen!



Indische Schildbürger.

Auch die uralten heiligen Schriften der Indier haben im Schöppenstedt und ihre Schöppenstedter. Eine dieser Erzählungen berichtet uns: In dem Dorfe Sughoscha wohnten viele fromme Bharatakas, Mönche, unter denen einer, Sarvapaku mit Namen, einen prächtigen Garten besaß. In diesem wuchs, blühte und duftete es so wunderbar, daß selbst die göttliche Himmelskuh Kamodhormu von seiner Schönheit und Fruchtbarkeit getäuscht wurde, so daß sie diesen Garten für ein Stück des Himmelsgartens ansah und infolgedessen oft des nachts zu diesem hinabstieg, dort nach Herzenslust umherweidete und beim Morgengrauen in ihre himmlische Heimat zurückkehrte, um dort dies Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen. Zu seinem höchst unangenehmen Erstaunen fand nun jedoch der fromme Sarvapaku mehrere Morgen seinen Garten ganz erbärmlich zugerichtet, und er beschloß, diesem geheimnisvollen Übeltäter auf die Spur zu kommen. Er verbarg sich daher nachts in dem Garten und entdeckte bald die Kuh, welche sich seine Blumen und schönen Gräser mit ausgezeichnetem Appetite schmecken ließ. In der Dunkelheit sah Sarvapaku nicht, welches Glück ihm eigentlich widerfuhr, er erkannte die Kuh nicht für das himmlische Vieh, sonst würde er sich wohl heiliger benommen haben, als er jetzt tat — denn Sarvapaku ergriff die Kuh kräftig beim Schwanz; in diesem Augenblick erschien das erste Morgenlicht, die Kuh erhob sich in die golddurchzitterten Lüfte und der Mönch, welcher vor Schreck nicht losgelassen, schwebte mit der Kuh in die Höhe — direkt in den Himmel. Hier gingen ihm nun die Augen über vor den Herrlichkeiten, welche er erschaute; er sah unendliche Massen Himmelskuchen, Himmelsstorten und Himmelszuckerbrot und trank Göttertrank, so viel er schlucken konnte, ohne nur im geringsten überfüllt zu werden — mit einem Wort, er lebte wie ein Gott. Als es Abend wurde, sah er die Kuh sich wieder zum Besuch seines Gartens rüsten, eilig steckte er sich noch die Taschen voll Himmelskuchelt, ergriff wieder den Schwanz des himmlischen Viehes und gelangte so sanft und schnell zur Erde. Am nächsten Morgen erzählte er nun seinen Ordensbrüdern, was ihm widerfahren, schilderte ihnen, was er im Himmel alles gesehen: Todra, Ganefa, Chiva von Angesicht zu Angesicht, von den Kuchen, die er gegessen, wie er getrunken, und gab den andächtigen Zuhörern von den mitgenommenen Himmelsstorten. Diese gerieten über all dies in ein solches frommes Entzücken, daß sie ihren so außerordentlich begnadeten Ordensbruder flehentlich baten, sie doch auch einmal in den Himmel mit hinaufzunehmen. — „Gut,“ erwiderte Sarvapaku, „ich will es tun. Entzündet Eure Herzen, badet im heiligen Fluß, bekränzt Euer Haupt mit Lotus und kommt heute Abend in meinen Garten. Sobald Kamodhormu sich sattgefressen hat, werde ich den Schwanz des himmlischen Viehes ergreifen. Einer von Euch faßt meine Füße, der andere dann diejenigen dieses Bruders und so fort, und so werden wir alle, ohne die himmlische Kuh übermäßig zu inkommodieren, in den Himmel auffahren.“ Als nun die Kuh des Abends kam, standen schon alle die Mönche in feierlichster Erwartung im Garten verborgen. Das himmlische Vieh fraß wie gewöhnlich seine gute Portion. Jetzt ergriff der fromme Sarvapaku den Schwanz Kamodhormu's, der ihm nächststehende packte seine Füße, der zweite eifrig dessen Beine, die anderen taten, wie ihnen geheißen, und so schwebte die lange Kette der frommen Bharatakas in majestätischem Schwunge hinauf zum Himmel. Es war wunderbar still in den noch vom erbleichenden Sternenschein heilig erfüllten Regionen. Plötzlich frag einer der Untersten, dessen Phantasie mit verzehrenden Bildern von den himmlischen Törten angefüllt war, den heiligen Leiter dieser Expedition: „O sag' doch, frommer Sarvapaku, wie groß waren

doch gleich die himmlischen Kuchen?“ — „So groß!“ erwiderte Sarvapaku, die Hände weit auseinander schlagend — und die ganze große Gesellschaft stürzte in jäher Eile hinab auf die Erde.



Loße Blätter.

Begräbniskosten.

Morkoff, der berühmte russische Staatsmann unter Katharina II. und Alexander war gefürchtet seiner Sarkasmen wegen und man vermied sorgfältig, ihm Gelegenheit zu seinen sehr stacheligen Witten zu geben; stets jedoch bekam der listige Diplomat neue Opfer, die dann mit dem Denkfittel der Lächerlichkeit umhergingen. So spielte er einst mit dem Senator Keresow Karten — die Partie hatte sich sehr in die Länge gezogen und Morkoff verlor. Während er nun das Geld aus seiner Börse nahm, rief der Senator: „Ach! das hat Mühe gekostet, ich bin zu Tode matt!“ — „Nehmen Sie, mein Herr, es ist für das Begräbnis!“ erwiderte Morkoff, ihm ernst und ruhig das Geld hinreichend.

Fachkenntnis.

„Kennen Sie den Angeklagten und den Verteidiger?“ fragte ein Magistratschreiber eine echte Doerjache von Matrosen. — „Den Verteidiger?“ sagte Jach — „was ist das, der Verteidiger?“ — „Sie sollten rot werden über Ihre Unwissenheit. Ein schöner Zeuge das, der seine Aussage niederlegen soll und nicht einmal weiß, was ein Verteidiger ist. — Auf welcher Seite des Schiffes befand sich James Steen, als er von Sampson geschlagen wurde?“ — „Hinter dem Klüver.“ — „Klüver? Wollen Sie sich nicht gefälligst etwas verständlicher ausdrücken.“ — „Sie wissen nicht, was Klüver ist?“ rief Jach verächtlich. „Ein schöner Richter das, der nicht weiß, was Klüver ist!“

Ein tapferer Pommernherzog.

Herzog Bogislaw X. von Pommern unternahm im Jahre 1496 eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Zwischen Modon und Kandia wurde seine venezianische Galeere von türkischen Piraten angefallen. Als einzelne Feiglinge unter der Mannschaft sich im Schiffsraum versteckten, holte der Herzog sie eigenhändig wieder an Bord, schlug und stach unter die Feinde. Seine Begleiter, denen es an Schutzwaffen fehlte, nahmen Kessel und Grapen und stülpten sie sich als Pidelhauben über den Kopf. Als der Herzog einem starken Gegner fast erlegen wäre, da sein Schwert zerbrach und ihm nur ein Schild zur Deckung übrig blieb, da traten Herr Christoph von Polenzke und Peter Peter Rodewils samt einem treuen Knechte Valentin von Nürnberg für ihn ein und opferten sich für ihn. Unterdes aber war, wie der alte originelle Chronikant Micräl erzählt, der Herzog nicht faul und sah sich nach einer Wehr um. „So ziehet er ungefehr einen Spieß mit Hühnern, wie sie der Koch, angesteket, daß er sie briete, und erwischte das und ließ mit demselben, als es war, den Seinen zu Hülfe. Da er sahe den treuen Mann tot liegen, und die andern hin und wieder verwundet, und von Arbeit müde, ergrimmte er in seinem Gemüt, und gedachte baselbst auch ehrlich zu sterben, und schlug so trefflich in die Türken mit dem Bratspieß, daß sie alle von ihm wichen, und am Ende flohen, ausgenommen der große Türke, der kam noch zu seinem großen Unglück wieder. Denselben empfieng Herzog Bogislaw nach Gebühr, und stach ihm die Länge durch die Gurgel mit dem Bratspieß, daß er über Haupt von dem Bort polterte, und ins Wasser fiel. Desselben nahmen die Pilgrimm ein Exempel, saßten wieder ein Perh, und schlugen und stachen auch so heftig auf die Türken, daß sie die allenthalben von der Galeer trieben und die Türken mit Schaden und Schande mußten abziehen.“